

Blätter aus Krain.

Beilage zur Laibacher Zeitung.

No. 47.

Sechster Jahrgang.

22. November 1862.

Ludwig Uhland.

Was tönen doch die Glocken so dumpf durch's deutsche Land?
Starb einer von den Fürsten, des Thron in Ehren stand?
Was macht denn viele Augen so thränenfeucht und trüb?
War, den der Tod entrieffen, dem Volke gar so lieb?

Wohl ist ein Fürst gestorben, ein Fürst, wie keiner mehr!
Hoch von der stolzen Alpe bis an das blaue Meer
War ihm das Volk zu eigen und zahl't ihm den Tribut
Der Ehre und der Liebe, das ist, sein höchstes Gut.

Ein König war's der Lieder, ein Meister im Gesang,
Ein Herz so treu und bieder, voll süßer Mährchen Klang,
Ein Mann von freiem Sinne, von ächtem deutschen Kern,
Und an Germania's Himmel ein schöner heller Stern.

Ein Zauberer war's, ihm diente der Elfen lust'ge Schaar;
Es stand sein Schloß am Meere, und drinnen, wunderbar,
Da saß die Fee Romantik und küßt' ihn auf den Mund,
Der dann in goldnen Liedern die Wonne machte kund.

Es kam die dunkle Sage und flüster' ihm in's Ohr
Viel mährchenhafte Träume, die sprangen dann hervor
Als liebliche Romane von edlen stolzen Herr'n,
Und schönen Ritterfrauen — das hört das Volk so gern.

Reunt man nur seinen Namen, so kommt's wie Mondenschein
In unser Herz gezogen, wie Duft vom Blüthenhain;
Wir seh'n die Bergkapelle hellglänzend oben sich'n
Und hören Glockenklänge gespensterhaft verweh'n.

Und während wir noch lauschen den Klängen mild und weich,
Da rauscht es in den Lüften und tönet donnergleich,
Das ist der Geist der Freiheit, der niedersteigt und fragt:
Habt ihr den Tag vergessen, als auf den Knie'n ihr lagt? —

Der Sänger ist gestorben — doch nimmer stirbt sein Ruhm;
Sein Liederschatz bleibt ewig des Volkes Heiligthum,
Sein Name grünt für immer als frisches, volles Reis
Im deutschen Dichtergarten — das ist des Sängers Preis.

Ludwig Jaskob.

Ein treuloseres Gemüth.

Da, wo Welkenlust zu uns gesprochen,
Tröstet leicht ein eitler Schein;
Doch, wenn liebend ein Herz gebrochen,
Tröstet der Himmel allein.

Es gibt Begebenheiten, die so leicht vergessen in dem
Strom der Zeit dahinrauschen, und wieder andere, die für
Nichtbetheiligte ebenso interesselos sind und die dennoch nicht
aus unserer Erinnerung schwinden.

Warum dieß? Ich glaube, der Hauptgrund liegt darin
daß wir in gewissen Jahren noch genug Romantik übrig
haben, die in späteren Zeiten gänzlich vom Realismus ver-
drängt wird.

Die folgende, nicht ausgeführte kleine Skizze, will nur
ein wahres Ereigniß berühren, wie es mir die Erinnerung
wiedergibt, eine Skizze, die ohne Motivierung gewiß zu
Reflexionen mahnt. —

Selbst wenn man das erste Mal die Stadt S. besucht,
kann man sich nicht des Zaubers erwehren, den die Gegend
ausübt. Rings von Hügeln eingeschlossen, läßt sie nur auf
der Nordwestseite eine Ebene gewahren, die hinaus zum
Rhein, zu den mährchenhaft schimmernden Vogesen führt.
Kommt man von L. auf die Anhöhe, so läßt man gewiß
halten, um diese Rundschau zu genießen, besonders wenn,
wie jetzt in der ersten Frühlingszeit, rings herum neues,
frisches Leben sich entfaltet; die feinen Gräser sprossen, die
wieder jungfräulich gewordene Erde jenen wunderbaren Hauch
verbreitet und die violetten Knospen der Buchen und das
freundliche Grün ahnen lassen — nach dem langen harten
Winter. Dabei haben die schon stärker werdenden Sonnen-
strahlen die flimmernden Nebel zu Boden gedrückt, wodurch
die bekannten Häuserreihen, der Kirchturm mit dem Storch-
neße und das Eisband des Baches weit hinaus sich er-
kennen lassen.

Dort an der geraden Straße, das Häuschen links mit
dem echt holländischen Anstrich und derselben Reinlichkeit,
ist der Schauplatz der Skizze. Wie liegt es so friedlich
zwischen den grünenden Obstbäumen, wie prangen die Pfirsiche
mit ihren rothen und weißen Blüten an den Spalieren,
daß davor die zarten, grünen Blätter gar nicht zum Vor-
schein kommen. Das Nebgelände ist noch kahl und der
Sonnenschein glänzt breit und behaglich auf den Fenstern.
Ja, solche Frühlingspracht erfüllt uns mit Lust, und man
möchte selbst ein frisches, helles, neues Leben beginnen. Und
wie manches sehnsüchtige Herz muß gerade im Frühlings-
ausziehen aus dem schönen Leben in das tiefe, dunkle Grab.
Ihm kann die belebende Sonne des Mai kein Leben mehr
geben, es muß in ihren Strahlen nur rascher verwelken,
zusammenbrechen, sterben.

So ist es in diesem Raume der Fall; in dem mit allem
Komfort eingerichteten Zimmer hört man nur die Schwarz-
wälderuhr tikern, alle Stunden ihren Rufkruf schlagen,

unermüdet, gleichgütig gegen alles Leid auf der weiten Welt; die Sonnenstrahlen legen einen goldenen Streifen auf den blank gebolten Boden und spiegeln im Nessel vom Wache draußen in lauter leuchtenden Punkten an der Decke. Die einzige Bewohnerin sitzt dort am Nähtische unbeweglich, hinausstarrend auf die Bleiche des Städtchens, und die schönen, gramvollen Züge bekunden uns viel Leid und Kummer. Das Warum liegt ganz einfach in den Heine'schen Strophen, in der alten und doch immer wieder neuen Geschichte — und Marthe liefert hier einen neuen Beweis, daß, wenn sie just passiert, das Herz bricht. Ja, hätte Heine bloß dieß geschrieben, er bliebe unvergessen.

Marthe war 17 Jahre alt, ein helles, fröhliches Herz, eine recht frische Knospe, die eine blühende Rose versprach, die mit ihren klaren Augen sich so recht bewußt war, in Mitte des goldenen Alters zu stehen. Wir wollen jedoch hier dieß bewußte Glück nicht weiter verfolgen, sondern nur anführen, daß Eugen, ein Mecklenburger, Ursache, Anfang und Ende desselben war. Doch bewußtes Glück ist wein flüchtig, obwohl es uns der Schluß der Unterredung nach einem zweijährigen Verhältnisse noch nicht ahnen läßt.

„Marthe, Du wirst mich nun drei Jahre nicht sehen; wirst Du mich wohl so lieb haben, wie jetzt, wenn ich wieder komme?“

Sie nickte freundlich und sah ihm in's Gesicht. „Du kommst wieder, nicht wahr? Sag es mir noch ein Mal, Eugen!“

„Ich komme wieder, so wahr ein Gott im Himmel lebt! Wie kann ich auch ohne Dich leben, mein Herz und meine Seele?“

Und später des Abends, als der Postwagen ihn zur nächsten Eisenbahnstation entführte, war Marthe mit ihrer alten Magd, dem Minale, dabei und das letzte Lebewohl war auch das letzte Wiedersehen. Seit jener Zeit ist ihre Lebensbahn verdunkelt, deren Geleise ihr ehemals so hell erschienen.

Abschied! Wiedersehen! Zwei Wörter, so nahe beisammen und — so inhaltschwer. Tiefe Abgründe trennen sie, ein ganzes Leben voll Kampf und Arbeit liegt dazwischen und oft ist ein Wiedersehen ganz unmöglich.

Und Eugen? Hat er seine Lebensaufgabe darenin gesetzt, ein Wiedersehen zu ermöglichen?

Leider nur in sehr unvollkommenem Maßstabe; seine Briefe blieben schon im zweiten Jahre aus. Die beiden Bilder an der Warnow in Mecklenburg und im freundlichen F. sind es, die mir nicht entfallen.

Nicht weit von Basedow, das jenem berühmten Grafen Hahn-Hahn gehörig, dessen weiße Kravattendiener so und nicht anders gekleidet sein dürfen, liegt Eugen's Gut, von der Warnow begränzt, und in der bekannten langweiligen norddeutschen Ebene. Man tritt über „die Seele der Landwirtschaft“ in die Tenne und von dort erst in den Flur und die Hauptstube, wo Eugen's jetzige Frau an der Kockenspiende sitzt. Doch hat sie nicht einen Schimmer jener Schönheit, jenes Geistes, der Marthe so auszeichnet, ein ganz gewöhnliches Landeskind, wie sie auf jenen Hüfen Landes zu Hunderten ihr Dasein abspinnen, die zufrieden sind, Jahr aus Jahr ein zwei Mal nach Schwerin zu fahren: im Frühjahr, wo sie Sommerkleider sich beschaffen, und im Herbst nach der Ernte — ehe sie sich einschneien lassen — um Wintermontur für den Erlös ihres Separatgartens einzukaufen.

Alle Sonntage kommen dann, nach des Pastors Ser-

mons, die großen, schweren „Klöße“ auf den Tisch, worauf kleine Gesechte beginnen, über Vers 5 oder 6 der Bibel, ob er heuer besser darüber gepredigt, oder der Vicar vor 5 Jahren es „raundlicher“ meinte; dann kommt das liebe Vieh auf's Tapet, der Winterdruß, allenfallige Kartoffelkrankheiten und Wetterprophezeiungen nach des alten Schäfer's maßgeblichem Urtheilsprüche; meistens schlummern in der Debatte Alt und Jung, bis Abends wieder die schweren Klöße auf den Tisch kommen. Sehr beschauliches Dasein!

Mit großer Befriedigung habe ich dagegen wahrgenommen, wie unglücklich sich Eugen bei diesem Treiben nach Väterart befindet; er bereuet jetzt, wo es zu spät — und gewiß ist die Reue, die auf eigene Fehler folgt, der größte Schmerz. Lieber Freund, sagte er mir, es hätte Alles besser werden können bei der andern Lösung, zu unserem Glück und Frieden, doch

Meine Mutter hat's gewollt,
Die andere ich nehmen sollt',
Was ich zuvor besessen,
Mein Herz sollt' es vergessen;
Doch dieß hat es nicht gekonnt. —

Ein kleiner Trost liegt für ihn darin, daß er glaubt, Marthe hätte im Norden den hellen Neckar, die liebe Heimath vermißt und wäre unglücklich auf dem Linthhof — eine Voraussetzung, die sich gewiß nicht bestätiget hätte, da sie ein zu sanftes gutes Herz hat, selbst dann nicht, wenn die Mutter bedeutend intrigirt hätte, was ihr wohl gleich steht, da sie unsern Bäuerinnen ähnelte, die auf's Ausgeding ziehen.

Und am Neckarstrand, wie sehe ich noch jetzt Marthe vor mir, nach Eugen, dem treulosen Knaben, mit zitternder, wehmüthiger Stimme fragend, und über ihr Gesicht schiebt sich eine Thräne aus ihrem schönen, dunklen Auge. Dieß Bild kommt mir nie aus dem Sinn. Was sollte man auch antworten? Das arme, an Liebe, Glaube und Hoffnung so unendlich reiche Herz muß daran zu Grunde gehen. Ja, leider ist die Geschichte der Engel, wenn auch einfach, doch selten eine Geschichte des Glückes.

Bald wird sie dort bei ihren Ahnen ruhen, trotz ihres Reichthums — sie ist Mitbesitzerin einer großen Fabrik im Schwarzwaldkreise — trotz ihrer Engelsgeduld und Anmuth, und in Erfüllung wird gehen, was sie so oft sagt: „Nur ein brechend Auge nimat den rechten Lebenslauf.“

Die grünen Berge der Aly aber, der ernste Schmutz ihrer Jugendbeimat, werden auf ihr Grab herniederblicken, wie sie dieß so getreulich thun, bei Geschlechtern, die kommen und verschwinden aus diesem lieblichen Thale.

Jos. Fried. Seunig.

Die philharmonische Gesellschaft in Laibach,
seit dem Jahre ihrer Gründung 1702, bis
zu ihrer letzten Umgestaltung 1862.

Eine geschichtliche Skizze von Dr. Fr. Aeschbacher.

(Fortsetzung.)

1836.

Konzerte der Herren Anton Ebenhöch, Flöist, Wilhelm Rittrey, Waldhornist, und Kaspar Harm, des gegenwärtigen Chorleiters des Männer-Gesang-Vereines in Klagenfurt.

Die Stadt Salzburg hat beschlossen, ihrem berühmten Landsmann W. A. Mozart ein Monument zu setzen. Der Gedanke zündete und die ganze Welt feuerte bei, und zum Ruhme Salzburgs, zum Ruhme Oesterreichs stieg in Salz-

burg das Schwantaler'sche Werk empor, und jeder Reisende, der Salzburg besucht, pilgert an die herrliche Statue, um den Manen des unsterblichen Sängers eine wehmüthige und freudige Erinnerung zu widmen. Laibach, das sich schon durch das Alter seiner Musikgesellschaft den Ruf des Kunstliebenden verdiente, wollte nicht zurückbleiben hinter den Anderen, die zum Gelingen des Ganzen beisteuerten. Die philharmonische Gesellschaft gibt ein Konzert und schickt 150 fl., (siehe 1821 über das Denkmal von Haydn, Gluck und Mozart.)

1837.

Die Gesellschaft beschloß nach eingeholter Erlaubniß von Seite der Ordens-Kommende, den Gesellschaftssaal im Deutsch-Ordenshause im Innern restauriren zu lassen. Edoardo Fantoni aus Udine wird beauftragt, dieß zu übernehmen. 130 fl. waren die Auslagen dafür und es muß hiebei rühmend der Ordenskommende erwähnt werden, welche 50 fl. hiezu beisteuerte. Am 10. Dezember gab die Gesellschaft das erste Konzert im neu decorirten Ordenssaale.

Allein nicht nur ihre innern Räume wollte die Gesellschaft restauriren, sondern sie wollte auch ihre in Verlußt gerathene Anstalt, der sie größtentheils ihren gegenwärtigen Bestand verdankte, wieder herstellen, ihre Schule. Dießmal wollte man, wie es scheint, ernüchlich ins Zeug geben und wendete sich an das Konservatorium in Prag um einen Gesangslehrer. Allein daselbe konnte damals gerade über keinen disponiren, der den Anforderungen der Gesellschaft hätte entsprechen können, da die Mehrzahl derselben zu Hause oder anderswo bessere Verhältnisse fanden, als die bescheidene Gesellschaftskassa sie bieten konnte. Hatte auch dieses Ersuchen nach Prag nicht den gewünschten Erfolg, so trug es der Gesellschaft doch den Besiß eines lieben Angedenkens ein, einen eigenhändigen Brief des damaligen Direktors Dionis Weber, des bekannten Lehrers und Theoretikers. Diese Gesangsschule, zur Ehre aller damaligen Mitglieder sei es der Vergessenheit entrissen, bestritt ihre Auslagen aus freiwilligen Jahresbeiträgen der Mitglieder über ihren gewöhnlichen Gesellschaftsbeitrag. Es finden sich Jahresbeiträge von 24 fl., 12 fl., 10 fl. und nur bei solcher Hingebung ist das Gedeihen einer Idee möglich. Man engagirte als Gesangslehrer für dießmal eine Dame, und bei der überwiegenden Anzahl von Mädchen als Schülerinnen kann diese Neuerung keine unglückliche genannt werden. Josefine Haberlein war die mit der Leitung der Anstalt betraute Frau. Und wer sich bekannt macht mit den Urtheilen über sie, von Seite ihrer Zeitgenossen, wer ihre Briefe und Eingaben an die Direktion liest, muß daraus ersehen, daß sie eine zartfühlende und ihrer Aufgabe mit eblem Streben sich unterziehende, einer rühmlichen Anerkennung wohl würdige Frau gewesen sei, die sich unlängbare Verdienste um die Gesellschaft erworben hat.

Nicht genug mit der ihr anvertrauten Mädchenschule, trachtete sie nach Erweiterung dahin, auch eine Männergesangsschule damit zu verbinden und wie im prophetischen Weisse schreibt sie: Hege ich doch die schöne Hoffnung, diese Männer-Gesangsschule werde noch einm eine kleine Stütze der Hauptgesangsschule der philharmonischen Gesellschaft. Und sie hat richtig prophezeit, die Männer-Gesangsschule wurde sogar die Hauptstütze der philharmonischen Gesellschaft selbst.

1838.

Anna Herzum, eine Eingeborne und Mitglied der Gesellschaft, gibt ein Konzert. Herzum wird als eine vorzügliche und vor Allem sehr verständige Pianistin geschildert.

1839.

Kapellmeister Schindelmeyer in Pest übersendet seine Ouverture zu Szapary.

Am 1. Februar werden die Sabreszeiten gegeben; ein höchst anerkannter Auffschwung in der Wahl der Piecen.

Am 15. Februar Konzert des Prager Violinisten J. S. Bezdek, und am 4. Oktober des Leopold Janša, des geschätzten Violinspielers, der auch zum Ehrenmitgliede ernannt wird.

1840 — 1850.

Diese Periode unterscheidet sich von den frühern durch nichts zu ihrem Vortheile. Im Gegentheile krankte sie an einem neuen Uebel. Das Publikum nur mehr zugethan den sentimentalen Arten der modernen wälischen Musik, abwechselnd mit dem Lärm, der diese Werke stets begleitet, entzog seine Theilnahme einer Gesellschaft, die diesem Geschmacke nicht in demselben Maße huldigte. Es ging damit das kordiale Verhältniß zwischen den musizirenden und den zuhörenden Mitgliedern verloren, das Publikum machte gewissermaßen Opposition gegen die Musiker und unterzog sie hartem Tadel, die Musiker hingegen wieder gegen das Publikum, das ihre Intentionen nicht verstand. Es erliegen zum Belege dessen im Archive Austrittserklärungen von alten und verdienten Dilettanten, welche diesen damit motiviren, daß das Publikum eine lieblose und scharfe Kritik übe, ohne einzusehen, daß es nicht Musiker von Fach und dafür gezahlte seien, die sich da vereinen, um ihren Mitbürgern ein Vergnügen zu bereiten. Das Publikum schien zu glauben, die Dilettanten müßten da oben musizieren, die Dilettanten von dem Gegentheile und mit Recht überzeugt, entzogen sich allmählig dem Dienste der Muse und so ging mit dem Verluste an Kräften auch die geachtete Stellung nach Außen für die Gesellschaft verloren. Die ausübende Kunst gelangte allmählig in die Hände von ein Paar Musikern von Fach, und die Direktion der Gesellschaft, mit einigen Resten der alten Garde, mußte, um Konzerte zu ermöglichen, die Militärkapelle zu Hilfe rufen.

Ich kann nicht umhin, eine der angezogenen motivirten Austrittserklärungen wörtlich wieder zu geben, weil sie von dem Zustande der Gesellschaft von damals Aufschlüsse und zugleich Beleg gibt für meine obigen Behauptungen.

„Der löblichen Direktion ist es zur Genüge bekannt, daß der eigentliche Zweck des dießgesellschaftlichen Vereines, insbesondere von den meisten der zuhörenden Mitglieder, bisher gar nicht erkannt wurde, und daß jedes Bestreben, denselben zur Erkenntniß zu bringen, so lange fruchtlos bleibt, als die Zuhörenden ein Konzert um 20 kr. haben und damit das Recht werden erkaufen wollen, die musikalischen Unterhaltungen gleich einer Produktion nach Manier zu schwach besetzener Recensenten zu beurtheilen. Diese Ansicht ist bekanntlich die herrschende, hat viele, seit mehreren Jahren namentlich den Adel aus der Zahl der Mitwirkenden geschieden und dadurch eine förmliche Spaltung zwischen diesen und den bloß Zuhörenden in der Art herbeigeführt, daß sich auf Seite der Letzteren in eben dem Maße ein schonungsloses Urtheil herausstellte, als auf Seite der Ersteren die wirkenden Kräfte sich vermehrt haben.“

So steht gegenwärtig der Zahl der Wirkenden, die überwiegende und bloß strenge recensirende Menge der Zuhörenden als getrennte, besondere Gesellschaft gegenüber und ist einzig einem schonungslosen Urtheil bürgerlich Bevorzugter ausgesetzt, die durch kein Glied mit den Wirkenden, minder bedeutungsvoller Stellung verbunden ist. Daß somit diese Gesinnung unter den Zuhörenden eine allgemeine und

durchaus vorwaltende geworden ist, liegt in der Natur der Sache, weil die Klasse der Ignoblen dem Urtheile der durch Geburt Bevorzugten in der Regel unbedingt zu huldigen pflegt, ohne die Basis des Urtheiles zu untersuchen oder zu prüfen, wie weit dieses auf sachgemäßer Wissenschaft beruhe.

Eine natürliche Folge dieser Spaltung zwischen Mitgliedern dieser sogenannten harmonischen Gesellschaft, ist die völlige Unkenntnis auf Seite der Zuhörenden, daß die Mitwirkung bei den gesellschaftlichen Unterhaltungen in der That ein Opfer sei, obwohl es kaum begreiflich ist, wie der Dünkel so weit sich versteigen kann, daß der Mitwirkende im Grunde doch Mitglied einer und derselben Gesellschaft, mit dem bloß untätig Zuhörenden in der gesellschaftlichen Versammlung mindestens eine gleiche Achtung nicht sollte ansprechen dürfen. Die Erfahrung jedoch zeigt, daß dieses Recht der Mitwirkenden durchaus nicht erkannt werden will, denn selbst während der wenigen Minuten, als ein Tonstück zu Gehör gebracht wurde, ist den Wirkenden mit Flüstern und lauter Konversation, sogar mit offenem, oder wenigstens ebenso verlegendem halbverhehltem Gelächter auf eine, vermeintlich den sogenannten guten Ton rücksichtloses zur Schau tragende Weise von den Zuhörenden stets zu erkennen gegeben worden, daß sie das miserable Objekt wegwerfender Herablassung seien.

Dieses für jeden auf Mitgliedschaft mit Recht Anspruch machenden, ausübenden Dilettanten dieser Gesellschaft höchst beleidigende Benehmen ist insbesondere bei den letzten Konzerten in einer Art, wie sie in Bierkneipen herumziehende Bänkelsänger kaum erfahren dürften, nicht nur bei solchen, die obwaltender Verhältnisse wegen ein für alle Mal geladen, im Grunde aber in der jedesmaligen Versammlung doch nur tolerirt sind, sondern auch bei Mitgliedern sogenannten guten Tones hervorgetreten.

Ich bin weit entfernt, die Achtung, welche auch der Ausübende als ein Mitglied dieser, durch den nämlichen Zweck vernünftiger Weise sich charakterisirenden gleichen Gesellschaft ansprechen kann, in Schutz zu nehmen, jedoch glaube ich in mir den Verus zu etwas Besserem achten zu müssen, wenn ich von jenem Theile eines Körpers mich löse, welcher nur der Gegenstand wegwerfender lustiger Laune und übermäßig guten Tones abgeben soll, da es nun einmal dem zweiten Theile dieses Körpers zur Regel wurde, den wahren Zweck der Versammlung, jeder guten Bildung zuwider, auf empörende Weise zu profaniren. Ich erkläre hiemit mein Leidwesen, den ausübenden Mitgliedern zum Besten der Sache nicht haben dienen zu können, so wie ich auch bedaure, daß ich mich der Ansicht der Zuhörenden nicht anschließen kann. Ich entsage daher hiemit nicht nur der Auszeichnung eines Repräsentanten der Musizirenden, sondern höre auf, überhaupt ein Mitglied der philharmonischen Gesellschaft zu sein, obwohl ich jedoch stets geneigt bleibe, zu der nicht minder vielfältig insultrirten gesellschaftlichen Gesangsschule wie bisher mit Beiträgen zu konkuriren.

Laiabach am 3. April 1842.

Dr. P. P. r.

Die Gesellschaft ist durch solche und andere Verhältnisse so weit herabgekommen, daß sie im Jahre 1850 Gefahr lief, ihre Existenz einzubüßen; nur einige Mitglieder retteten sie durch ein höchst löbliches energisches Auftreten vor dem gänzlichen Untergange.

Doch wollen wir die einzelnen Jahre dieses Dezenniums durchwandern und trotz dieses traurigen Zerwürfnisses, das ich eben erwähnte, trotz der verfallenen Geschmacksrichtung werden wir oft tröstenden Lichtblicken begegnen.

Mit Vergnügen berichte ich, daß in diesem Jahre in die Konzert-Programme die gelungenen Kompositionen eines Landeskindes, des Neumarkters Josef Tomaschovitz aufgenommen wurden, z. B. der todte Soldat, der Grenadier. Tomaschovitz war eine echte Künstlernatur und steht als Chorleiter der Grazer und Klagenfurter Gesangsvereine im besten Andenken. Leider hat ein tödtliches Brustleiden den hoffnungsvollen Künstler zu früh in seinen besten Jahren weggerafft. Ich werde später Gelegenheit haben, zu erzählen, wie seine Landsleute nach dessen Tode in neuester Zeit in ehrendster Weise seiner gedachten.

Ein Paar liebe Gäste und alte Freunde der Gesellschaft geben Konzerte; Josef Benesch, der einstige Orchester-Direktor, nun Orchester-Direktor des Burgtheaters in Wien, und Eduard Jaell, nunmehr Musik-Direktor in Triest. Daß nun beide so ehrenvolle Stellungen bekleideten, konnte und kann der Gesellschaft nur zur Ehre gereichen. (Fortsetzung folgt.)

Ein Charakterzug Uhländ's.

Der Tod Ludwig Uhländ's hat Veranlassung gegeben, einen Charakterzug desselben zu erzählen, der, unseres Wissens, bisher nur von Mund zu Mund verbreitet, durch den Druck aber noch nicht veröffentlicht ist. Bei dem fünfzigjährigen Doktorjubiläum Uhländ's wurde demselben von den Tübinger Studenten ein Fackelzug gebracht und dabei das herrliche Lied gesungen: „Es zogen drei Burschen wohl über den Rhein.“ Wöchlich trat der Jubilar in den Kreis der Sänger und hat, die beiden letzten Verse nicht zu singen, denn der dritte, von dem er erzählt habe, sei er selbst. — Der dritte Bursch sagt bekanntlich: „Dich hab' ich geliebt, Dich lieb' ich noch heut' und werde Dich lieben in Ewigkeit.“ Die Behauptung, Uhländ sei nicht verheiratet gewesen, ist unrichtig; er hinterläßt eine Witwe.

Musikalisches.

Das in der musikalischen Welt so großes Aufsehen erregende und von der Redaktion d. J. schon mehrmals erwähnte Sammelwerk:

Hallberger's Prachtausgabe der Klassiker Beethoven, Clementi, Haydn, Mozart in ihren Werken für das Pianoforte allein. Neu herausgegeben mit Bezeichnung des Zeitmaßes und Fingersatzes von J. Moscheles. Vierte Auflage. Vollständig in 395 Notenbogen elegantester Ausstattung in 87 wöchentlichen Lieferungen im Subskriptionspreis zu nur 7 fr. für den Musikbogen. (Einzelnue Piecen nur 2 fr. pr. Bogen theurer.) Stuttgart. Eduard Hallberger,

gibt uns durch Vorklage einer Anzahl neuer Lieferungen heute wieder Anlaß, die Aufmerksamkeit unseres Leserkreises diesem Unternehmen zuzuwenden. War bei der mangelhaften Ausstattung und dem hohen Preise der meisten vorhandenen Ausgaben der Sonaten unserer großen Meister eine billige Prachtausgabe entschieden Bedürfnis, so ist mit um so größerer Anerkennung hervorzuheben, daß die Hallberger'sche Edition dem gefühlten Mangel auf das Vollständigste und Befriedigendste abhilft. Besonders günstig ist die Bezugsweise von der Verlagehandlung eingerichtet, da man das Werk fortwährend in wöchentlichen Lieferungen gegen eine unbedeutende Ausgabe nach und nach beziehen kann; es ist deshalb auch dem Unbemittelten möglich, sich diesen Schatz unsterblicher Kompositionen anzuschaffen.